

Er ist nicht Kassandra

Zum Siebzigsten
von David Grossman

Einen unglücklicheren Zeitpunkt für seinen siebzigsten Geburtstag hätte David Grossman sich wohl kaum ausmalen können. Obwohl er ja selbst immer wieder beschworen hatte, was Juden und Palästinensern in Israel bevorstand. „Wie viel Blut muss noch vergossen werden, bis wir einsehen, dass der Frieden unsere einzige Option ist?“, fragte er sich, seine Landsleute, die ganze Welt schon vor sieben Jahren als Redner auf der Münchener Sicherheitskonferenz: „Man muss nicht Kassandra sein, um zu sehen und vorherzusagen, welche Zerstörung dieser Konflikt über beide Seiten gebracht hat und noch bringen wird.“

Er will auch gar nicht Kassandra sein, obwohl der in Jerusalem geborene Schriftsteller vom Dreivierteljahrhundert der prekären israelischen Staatsexistenz den Großteil miterlebt und -erlitten hat. Am einschneidendsten war dabei der Tod seines Sohnes Uri, der 2006 als Wehrpflichtiger in Südlibanon starb. Das Grauen darüber hat Grossmans Schreiben verändert und ihn zugleich darin bestärkt: „Was mir erlaubt, diesen Dualismus auszuhalten, den Dualismus von Nichtsein und Sein, der für mich die Essenz des menschlichen Daseins ausmacht, ist der Versuch, so weit irgend möglich in der Dimension des Schöpferischen aufzugehen.“ 2009 erschien sein Roman „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“, der fiktionalisiert vom Familientrauma erzählt.

Heute ist Grossman der international angesehenste israelische Schriftsteller. Mit dem Literaturnobelpreis darf aus politischen Gründen wohl kein Autor dieses Landes mehr rechnen, aber 2010 bekam Grossman den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 2017 den Internationalen Man-Booker-Preis für seinen Roman „Kommt ein Pferd in die Bar“. Dessen Protagonist ist ein drastischer, allem Unverständnis des Publikums gegenüber unbeugsamer Stand-up-Comedian – ersichtlich ein Werk der Verzweiflung und dabei ein ebenso melancholisches wie gnadenloses Künstlerporträt, wie es seit Charlie Chaplins Spielfilm „Rampenlicht“ (1952) keines gegeben hat. Es ist eines jener Bücher, die Grossman in der unmittelbaren israelischen Gegenwart angesiedelt hat, während andere Romane wie „Stichwort: Liebe“ – 1991 sein Durchbruch in Deutschland – oder als jüngstes Werk „Was Nina wusste“ Sagas von Familien erzählen, die tief in deren Herkunftsgeschichten wurzeln. Die eigenen polnischen Vorfahren haben diesen Autor immer wieder für die verschlungenen, oft gefahr- und leidvollen Wege interessiert, die Erbteil der meisten israelischen Bürger sind. Und dabei nimmt Grossman die Palästinenser im Land nie aus: „Ich empfinde mich als Teil eines säkular- und humanistischen Judentums, das an den Menschen glaubt, dem allein das menschliche Leben heilig ist.“

Entsprechend unveröhnlich steht er religiös motiviertem Fanatismus auf beiden Seiten gegenüber. Seine Hoffnung auf ein künftiges Einsetzen der Vernunft hat Grossman dennoch nie verloren, weshalb er von Beginn an immer wieder auch Kinderbücher veröffentlicht hat. Heute begeht David Grossman seinen siebzigsten Geburtstag; zum Feiern wird ihm nicht zumute sein, zum Weiterschreiben aber gewiss. ANDREAS PLATTHAUS



Sturmvögel greifen an: Steven Sowah, Kay Kysela, Marie Goyette und Maximilian Reichert in der Zürcher Inszenierung der Gruppe Moved by the Motion

Foto Inés Manai

Gewitter des Geo-Engineerings

Es ist still auf der Insel. Verdächtig still. Vom Sturm da draußen, in dem eben ein Passagierflugzeug in die tobende See stürzt, erfahren wir wie durch einen luziden Alpträum einer KI, ein virtuelles Trugbild, das sich langsam am Firmament verflüchtigt. Von der Insel aus beobachten Vater und Tochter den Flugzeug-Schiffbruch, mit unterschiedlicher Erregung: sie mitleidig, er mit der bemerkenswerten Gelassenheit eines Menschen, der regelmäßig Yoga praktiziert und schon lange wusste, dass der Sturm kommen würde. Er selbst hat ihn entfacht.

„Der Sturm“, jenes Stück, das Shakespeare im Jahr 1611 fertiggestellt hat, gilt als letztes Werk des Dramatikers, bevor er sich endgültig von der Bühne verabschiedet. Prospero erscheint darin als Alter Ego, eine Art Schöpfervater, der kraft seiner Zauberei nicht nur über das Wetter steuert Prospero die Welt mittels Codes und Softwareprogrammen. Aus dem Luftgeist Ariel wird die Androidin Arielle (Tabita Johannes), eine hochpotente künstlich intelligente Dienerin, die mit blecherner Stimme und mechanischen Bewegungen eine Yoga-Matte verräumt oder Stürme mittels Geo-Engineering entstehen lässt.

Postkoloniale Sci-Fi-Satire:
Shakespeares „Sturm“ als luzider Traum
einer Künstlichen Intelligenz.

Von Salomé Meier, Zürich

Der deformierte Sklave Caliban (Thomas Wodianka), Sohn der Hexe Sycorax, wird ein Avatar, den Prospero mit einem elektrischen Halsband in Schach hält. Anders als bei Shakespeare, lässt man ihn in Zürich aus „einer historisch unterdrückten und ausgelöschten Perspektive“ sprechen, wie er selbst sagt. ChatGPT hat seinen postkolonialen Monolog verfasst.

Bei aller Science-Fiction kommen jedoch auch Shakespeare-Kenner auf ihre Kosten: Die Dialoge bleiben in der Fassung von Sophia Al-Maria dem Originaltext größtenteils treu. In fünfhebigen Jamben erfahren wir durch Prospero (starker Auftritt von Sebastian Rudolph) die Vorgeschichte: Zwölf Jahre sei es her, seit jener unheilvollen Nacht, da er mit seiner Tochter Miranda (Yéinou Avognon) auf diese menschenleere Insel geflüchtet ist. Damals wurde er von seinen Ländereien vertrieben, weil er sich zunehmend seinem Geheimwissen gewidmet hatte und dabei seine Pflichten als Herzog vernachlässigte. Ausgerechnet seine Schwester Antonia (nicht Antonio) wendete sich gegen ihren Bruder, den sie „für weltlich Regiment“ unfähig hielt. „Durstig nach Herrschaft“, verbündet sie sich mit dem König von Napple (nicht

Neapel). Heimlich formieren sie ein Heer und überfallen MilanX in einer trojanischen Nacht-und-Nebel-Aktion.

Eben seine Erzfeinde, Antonia (Marie Goyette) und König von Napple (Steven Sowah) saßen an Bord des Flugzeugs. Doch sie überleben. Zusammen mit den Untergebenen Gonzalo (Maximilian Reichert) und Sebastian (Kay Kysela) retten sie sich auf die Insel. Bei Shakespeare ist die Insel ein Heterotopos, ein Ort jenseits der höfischen oder städtischen Alltagswelt, an dem die dort herrschenden Machtstrukturen, zu der auch die von Shakespeare kritisch beobachtete koloniale Unterwerfung gehört, keine Gültigkeit mehr besitzen. Und so hinterfragen auch die Nappletaner ihre Dienerschaft und überlegen kurzzeitig sogar, ihren König zu töten, um sich ihrer Dienerschaft zu entledigen.

Im Schauspielhaus ist die Insel ein kompakter, rotierender Kegel, die schiere Spitze eines sinkenden Eisbergs, auf dem gerade eine Handvoll Menschen Platz haben. Von der Klimakrise mit ihren steigenden Meeresspiegeln und dem daraus resultierenden Kampf um die letzten bewohnbaren Räume konnte Shakespeare Anfang des 17. Jahrhunderts noch nichts ahnen.

Und so erfährt auch der Schluss eine dramatische Änderung.

Als Prospero der Verbindung von Miranda und dem verschollen geglaubten Königsohn Ferdinand seinen Segen gibt, hört der Regen nicht mehr auf. Statt des feierlichen Maskenspiels bei Shakespeare verschluckt das immer lauter werdende Tosen des Sturms die Worte der Hochzeitsgemeinschaft. Das ist nicht mehr das Wetter, über das Prospero gebietet. Das hier ist wütender, beängstigender.

Als das Wetter wieder besser wird, bringt Arielle die nappletanische Besatzung zurück zu ihrem fliegenden Schiff, das sie in der Zwischenzeit wieder abflugbereit gemacht hat. Prospero, der versteht, dass seine Herrschaft über Mensch und Natur Stürme ganz anderer Dimension hervorgerufen hat, entsagt zuletzt seiner Magie. Er entlässt Caliban aus seiner Dienerschaft, lässt auch seine geliebte Arielle gehen, mit den Worten: „Wir sind aus solchem Stoff, wie Träume sind, und unser Leben ist von einem Schlaf umringt.“ Also alles bloß ein Traum?

In der letzten Szene geht ein Scheinwerfer über der Decke an, gibt den Blick auf die theatrale Illusionstechnik frei. Prospero sitzt allein, von allen verlassen auf der Spitze der Insel. In seinem Abschiedsmonolog richtet sich Prospero direkt an uns, bittet um Nachsicht für seine Fehler und bittet darum, ihn zu befreien: eine Geste, ein Klatschen, irgendein Zeichen nur, dass sein eigentlicher Plan, uns zu gefallen, glücklicherweise, Standhaft bleibt das Zürcher Publikum, bis das Licht erlöscht. Und applaudiert dann umso lauter.



Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, lieber David Grossman

David Grossmans
aktueller, aufrüttelnder
Appell gegen Hass
und Gewalt im
Nahen Osten.

Übersetzt von
Anne Birkenhauer
und Helene Seidler



»Ein erzählerisches
Meisterwerk über
Menschlichkeit in
schweren Zeiten.«

Marie Luise Knott,
Neue Zürcher Zeitung

Übersetzt von
Anne Birkenhauer

dtv HANSER
BÜCHER DER ZEIT